In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 162. Posen, den 18. Juli 1928. 2. Jahrg.

Scarlett Trent.

Der Roman eines starken Mannes.

Von Ernst Philipps.

15. Fortsetzung. (Nachdruck untersagt.)

XVIII.

Die Abendtafel in der Villa verlief nicht in sehr heiterer Stimmung. Trent war in Gedanken mit großen Plänen beschäftigt und wenig geneigt, sich mit seinen ungebetenen Gästen zu unterhalten. Die spärlichen Bemerkungen da Souzas hörte er mit verächtlicher Miene an. Frau da Souza antwortete er so kurz wie möglich; Julie, nervös, niedergedrückt, entfernte sich noch vor dem Dessert, und ihre Mutter folgte ihr bald in ihrem ganzen imposanten Umfang mit einem Ausdruck beleidigter Erhabenheit auf dem Gesicht. Da Souza öffnete ihr die Tür und nahm darauf wieder Platz, während er sich mit der Serviette die Krumen von dem Beinkleid schlug.

„Zum Teufel, Trent,“ sagte er gekränkten Tones, „Sie könnten ein bißchen liebenswürdiger sein. Eine lustige Tafel für meine Frau und Tochter, das muß ich sagen.“

„Man ist selten freundlich gegen Gäste, die unaufgefordert bleiben,“ antwortete Trent grob. „Aber — wenn ich auch gegen Ihre Frau und Tochter nicht viel habe — gegen Sie habe ich desto mehr. Schenken Sie sich ein und hören Sie zu.“

Da Souza gehorchte, wenn auch nur widerstrebend. Er streckte sich lang in den Sessel aus und sah grübelnd auf sein Oberhemd, auf dem ein gewaltiger Brillant glitzerte.

„Ich war heute in der City, wie Sie wissen,“ fuhr Trent fort, „und habe bemerkt, daß Sie, wie erwartet, versuchten, Ihre Anteile der Bekwando-Gesellschaft abzustoßen.“

„Ich versichere Sie . . .“

„Reden Sie nicht,“ fiel Trent ihm ins Wort. „Ich weiß sehr gut, was ich sage. Ich will nicht, daß Sie verkaufen, haben Sie verstanden? Wenn Sie es wieder versuchen, werde ich den Markt für Sie um jeden Preis verderben. Ich will nicht Ihre Tochter heiraten, will nicht schwarz gemacht und geärgert werden. Wir sitzen nun im selben Boot, und es heißt jetzt: Herauf oder herunter. Soll ich in den Abgrund, dann müssen Sie mit. Ich gebe zu, daß wir ruiniert wären, sollte Monty morgen in London auftauchen und seine Ansprüche erheben. Das aber wird nicht geschehen. Wie Sie selbst sagen, besteht keine unmittelbare Gefahr, und Sie müssen mir die ganze Sache überlassen, um damit nach bestem Wissen und Gewissen zu verhandeln. Wenn Sie mir einen Possen spielen, da Souza — dann knalle ich Sie über den Haufen. Ich kann das sehr gut, ohne daß auf mich der Verdacht fallen würde. Merken Sie sich das!“ Sie haben ein Vermögen verdient; seien Sie damit zufrieden. Damit basta.“

„Sie wollen Julie also nicht zur Frau?“ sagte da Souza düster.

„Nein,“ antwortete Trent kurz. „Und hören Sie weiter. Morgen ziehe ich in die Stadt. Ich habe in der Doverstreet eine möblierte Wohnung gemietet. Sie können hierbleiben, wenn Sie wollen; aber es bleibt nur ein Hauswart hier. Schenken Sie sich ein und nehmen Sie sich eine Zigarre. Tun Sie, als ob Sie zu Hause wären. Es ist Ihr letzter Abend. Mich selbst müssen Sie entschuldigen. Ich brauche frische Luft.“

Trent schlenderte durch die aufstehenden Verandatüren und stieß einen tiefen Seufzer aus. Jetzt war er wieder frei. Er hatte sich in neue Gefahren begeben — mußte einen neuen Feind bekämpfen —, aber was kümmerte es ihn. Sein ganzes Leben hatte er Gefahren und Feinde trotzen müssen. Während er sich eine Pfeife ansteckte und durch den Garten ging, hatte er das Gefühl, daß die veränderte Situation seinem Leben eine gewisse Würze gab, ihm das Empfinden nahm, es wäre jetzt aus — ein Empfinden, entstanden durch seinen letzten Erfolg in der Finanzwelt und ihm nicht sehr angenehm. Was konnte da Souza schließlich unternehmen? Auch sein Wohlergehen hing von dem Erfolg des Bekwando-Syndikats ab — er war nicht der Mann, das Huhn abzuschlachten, das solche Mengen goldener Eier legte. Bei ruhiger Ueberlegung brauchte er ihn überhaupt nicht zu fürchten.

Als er tiefer in den Garten ging, vergaß er selbst den ganzen Fall. Etwas anderes nahm seine Gedanken in Beschlag.

Der Wechsel fand sowohl äußerlich, als auch innerlich in ihm statt. Der barsche Ausdruck schwand von seinen Zügen, und die harten Linien entspannten sich allmählich. Er stieß behutsam die Gartenpforte zurück und blieb schließlich stehen, genau auf demselben Fleck, auf dem er Irene zum ersten Mal erblickt hatte. Vielleicht ahnte er in diesem Augenblick das Wunder, das in sein Leben getreten war — in ein Leben, das so hart und materialistisch, so völlig bar von allem, was weiblich genannt wird. Mit einem angenehmen Gefühl, diesen Drang der Selbstanalyse zuzugeben, gab er sich Mühe, seine Gefühle zu ergründen. Er war ein Mann, der alles, was er sah und fühlte, auch begreifen wollte. Und die neue Atmosphäre, in der er sich befand, bot eine sonderbare Quelle der Erregung. Er wußte nur, die Ursache zu dem allen war eine Frau, und er war hergekommen, über sie nachzudenken. Sie würde von jetzt an alles das verkörpern, was ihm das Leben lieb machte. Die Frauen, die in den Jahren seines Existenzkampfes seinen Weg gekreuzt hatten — Kellnerinnen gewöhnlicher Sorte oder diese oder jene Frau eines Geschäftsfreundes — sie hatten ihm nie etwas anderes als Verachtung eingeflößt. Es war erstaunlich, wie er sofort in Irene den Typus einer anderen Klasse Frauen, von der er bisher nicht gewußt, erkannt hatte. Doch war ihre Bekanntschaft noch sehr kurzen Datums. Er war sogar beunruhigt über die erstaunliche Stärke des neuen Gefühls, das wie ein Baum in einem Zauberwald plötzlich emporgeschossen war — gewaltig und unwiderstehlich, in einer einzigen Nacht. Er merkte, daß er alle anderen Lebensinteressen jetzt von einem anderen Standpunkt aus betrachtete. Sein Urteil über den Wert der Dinge war verändert, das Siegergefühl seines finanziellen Erfolges beherrschte ihn nicht länger. Er war geneigt, es

selbst zur Seite zu schieben, alles als zufällige Umstände in seinem Leben zu betrachten. Er nahm schon jetzt Irene in seine Zukunftspläne auf.

Da Souza und seine Drohungen waren völlig vergessen, wie auch der gebrochene, halbidiotische bejahrte Mann, der mit traurigen Augen nach dem Ozean starrte, der ihn, den Verbannten, gefangen hielt. Trent dachte an nichts als an das neue Wunder, das ihm erstanden war. Vor einem Monat noch würde er darüber gespottet haben, daß für ihn etwas außer Geldverdienen Wert haben sollte. Jetzt wußte er es besser. Jetzt wußte er, daß alles, was er getan, nichts war —, daß sein Fuß erst auf der Schwelle des Lebens stand und es noch neue Welten zu erobern gab.

Doch trotz der hoffnungsvollen Erwartungen und Träume, die seine Seele erfüllten, kam immer wieder der dunkle Gedanke zurück. Bisher hatte er seinen Lebenskampf vielleicht wie ein harter und selbstsüchtiger Mann gekämpft, aber immer als ein ehrlicher Mann. Jetzt zum ersten Mal war er außerhalb der festgesteckten Grenze getreten. Er sagte sich, da Souzas Geschichte nicht glauben zu brauchen und Monty in der ehrlichen Ueberzeugung verlassen zu haben, daß ihm keine menschliche Hilfe mehr etwas nützen konnte. Aber er wußte, daß es nur ein Trost war, der die auf seinem Gemüt lagernde dunkle Wolke nicht zu verscheuchen vermochte.

Während er durch die Dämmerung des Gartens wanderte, sah er in seiner Einbildung mehr als einmal das bleiche, verfallende Gesicht eines alten Mannes mit bekümmerten Augen vor sich — und er blieb stehen und lauschte mit verhaltenem Atem dem Rauschen des Windes in den Bäumen, vermeinend, wiederum den gleichen leidenschaftlichen Schrei zu hören — den Schrei eines alten Mannes, der von den Seinen getrennt ist und dem Tod an einem einsamen Ort entgegensieht.

XIX.

Wenige Tage später empfing Irene einen Brief, der sie leicht erstaunte. Er war von einem Notariatsbüro in Lincoln Inn, dem Sachverwalter der Familie Eastchester, und enthielt die Bitte, sich wegen einer wichtigen Angelegenheit heute noch hinzubemühen. Die Art der Angelegenheit war nicht genannt. Die Aufforderung bestand in einigen offiziellen Worten und der Unterschrift.

Irene, die in den letzten Tagen mit ihrer Verwandtschaft scharfe Briefe gewechselt hatte, legte ihn lächelnd zur Seite. Vielleicht wollte man den Notar Cuthbert als Vermittler in Anspruch nehmen, um sich zu verteidigen und sie selbst zur Vernunft zu bringen. Zuerst verspürte sie keine Lust, der Aufforderung zu folgen, aber der Umstand, am Vormittag frei zu sein und ein gewisses Maß an Neugierde trieben sie hin.

Sie wurde anscheinend erwartet, denn man ließ sie gleich in das Privatbüro des Notars eintreten. Der alte Herr, der sich bei ihrem Eintritt vom Sessel erhob, sah sie fragend an.

„Ich bin Irene Wendermot," erklärte sie. „Ich erhielt heute morgen einen Brief von Ihnen, daß Sie mich zu sprechen wünschten.

Der Notar ließ seinen Kneifer fallen und streckte die Hand aus.

„Liebes Fräulein Wendermot," sagte er herzlich, „verzeihen Sie einem alten Mann seine Kurzsichtigkeit. Ich erkenne Sie jetzt. Nehmen Sie bitte Platz. Himmel, diese Aehnlichkeit!"

„Mit meinem Vater?" fragte sie leise.

„Sie ähneln ihm frappant. Der arme Kerl! Verzeihen Sie mir, gnädiges Fräulein, aber Ihr Vater und ich waren Schulfreunde, und ich darf wohl behaupten, daß wir uns näher standen als Rechtsanwalt und Klient gewöhnlich — viel näher. Im Grunde seines Herzens war er ein lieber Mensch — ein sehr lieber Mensch."

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, so von ihm zu sprechen," dankte Irene. „Mein Vater mag sehr leichtsinnig gewesen sein — aber ich glaube doch, man hat ihn sehr herzlos und schlecht behandelt. Ich werde es den dafür Verantwortlichen nie verzeihen. In erster Linie nicht meinem Großvater und meinen Onkeln."

Der Rechtsanwalt schüttelte den Kopf. „Der Graf war ein stolzer Mann — ein sehr stolzer Mann."

„Sie mögen es stolz nennen," brach es aus ihr hervor, „ich nenne es krassen Egoismus. Man hatte nicht das Recht, ihn zu einem solchen Opfer zu zwingen. Er wäre zufrieden gewesen, an einem zurückgezogenen Ort Englands leben zu können — er wäre ihnen schon aus dem Wege gegangen und hätte sich nach ihren Wünschen gefügt. Aber ihn seiner Heimat, Familie, Freunde und des Namens zu berauben — das ist barbarisch, unerhört!"

„Ich war immer dagegen," sagte der andere leise.

„Herr Davenant hat es mir gesagt. Ich kann es Ihnen verzeihen, daß Sie mich unwissend haben aufwachsen lassen. Ich beurteile Sie nicht, wie ich die anderen beurteile."

„Ja," sagte er, „Sie haben viel von dem Charakter Ihres Vaters geerbt. Sagte Ihnen Herr Davenant, daß Ihr Vater am Tage seines Todes mit jenem erstaunlichen Herrn Scarlett Trent an einem Unternehmen beteiligt war?"

„Ja, er hat es mir gesagt."

„Nun, ich hatte vor kurzem den Besuch dieses Herrn. Ihr Vater scheint ihm vor seinem Tode erzählt zu haben, in England eine Tochter zu besitzen. Herr Trent legt großen Wert darauf, Ihre Adresse zu erfahren. Er sprach von einem großen Geldbetrag, den er auf Ihren Namen hinterlegen wollte."

„Er erklärt das mit folgenden Gründen: Ihr Vater gab ihm Ihre Adresse in den letzten Minuten seines Hinscheidens. Das Kuvert jedoch, das die Anschrift enthielt, geriet in Verlust und kam erst vor einigen Tagen wieder in seine Hände, worauf er mich sofort aufsuchte. Er scheint eine sehr loyale Verfügung treffen zu wollen. Er drängte mich sehr, ihm Ihren Namen und Ihre Adresse zu nennen; aber ich fühlte mich nicht dazu berechtigt, ehe ich Sie gesprochen hatte."

„Das war gescheit von Ihnen, Herr Cuthbert," antwortete Irene. „Ich kann wohl annehmen, daß das die Veranlassung für Herrn Davenant war, mir die ganze traurige Geschichte zu erzählen."

„In gewisser Hinsicht — ja." gestand der Notar, „aber ich glaube kaum, daß Ihnen Herr Davenant alles sagen wollte."

(Fortsetzung folgt.)

Jacob Knoller:

Sommerschwüle.

Hörst du die Amseln schlagen
Durch dichtes Birkenlaub?
Siehst du sie sich tummeln und jagen
Im flammenden Sonnenstaub?

Im Sonnenstaub, der dringet
Durch düster vertrauert Gebüsch,
Der alle Nacht bezwinget
So heiter und jugendfrisch? —

*

Doch hörst du sich wild überschlagen
Den Kobold, den närrischen Bach? —
Ich höre heraus wie ein Klagen,
wie ein verzweifelt Ach!

Ich höre heraus wie ein Mahnen
An künft'ge Vergangenheit,
Ein geisterhaftes Schwanen
Vor dem Wandel der rauschenden Zeit:

Die Bächlein in Eis gekettet,
Die Birken kahl und verdorrt,
Und durch die Fluren wettet
Ein rauher, wilder Nord:

Statt der Amsel Jauchzen und Locken
Der Krähe verhextes Schrei'n,
Und weiße kalte Flocken
Statt gold'nen Sonnenschein . . .

Das Begräbnis.

Von Wolfgang Fereran.

Der Regierungsbaumeister Doktor **Bergengrün** schob die Kaffeetasse mit einer heftigen Bewegung klirrend beiseite. Ein paar große Schweißtropfen perlten über seine Stirn, die Zeitung entsank seiner zitternden Hand.

„Was hast du nur, Hans?" sagte seine blasse, leidende Frau, die auf der Chaiselongue lag und ihn mit großen, ewig von einem leisen Tränenflor überschatteten Augen ansah — mit diesen Augen von Menschen, die schon viele lange Jahre krank gewesen sind und wissen, daß sie nie mehr gesund, nie mehr jung und fröhlich werden können.

„Ach, nichts mein Kind," erwiderte der Mann, sprang brüsk auf, nahm die Zeitung an sich und ging in sein Arbeitszimmer, wo er sich mit einem schweren Seufzer in einen Sessel sinken ließ.

Da stand es nun, in wenigen Worten, daß sich die Tochter des Mühlenbesitzers Laband in Kiephof das Leben genommen habe. Motiv der Tat: Unglückliche Liebe.

Bergengrün blickte scheu nach seinem Schreibtisch hinüber. Dort, sorgsam verschlossen, lag noch Annes letzter, verzweifelter Brief.

„Hans, Geliebter, hilf mir doch, du mußt mir helfen. Ich überleb sie nicht, die Schande, ich gehe ins Wasser, wenn du mir nicht hilfst."

Ein Brief, aus tiefster Verzweiflung heraus geschrieben, jetzt wußte er es wohl. Er hatte ihn nicht beantwortet, den Brief, er hatte nicht geglaubt an die Drohung. Man stirbt nicht so rasch, hatte er gedacht, und es gibt so viele ledige Mütter, die ihr Kind zur Welt bringen und froh und gemütlich weiter leben. Anna Laband würde keine Ausnahme machen — warum auch schließlich! Und wie hätte er ihr helfen sollen, er, der selbst verheiratet war. Mit Geld? Sie brauchte kein Geld, sie war ja nicht arm. Und sonst? Besser gar nicht antworten, besser sich tot stellen — dann würde sich alles von allein wieder einrenken.

Nun hatte es sich freilich wieder eingerenkt — jedoch . . . Dem Doktor Bergengrün glitt ein kalter Schauer über den Rücken, ihn fröstelte. Er dachte an den Frühling, an all die schönen warmen Nächte, die er mit diesem jungen, heißen Wesen durchtollt hatte, mit diesem blühenden, prächtigen Mädel, das ihn das Leid seiner Ehe vergessen ließ, einer Ehe, die schon seit Jahren durch die Krankheit seiner Frau nur äußerlich eine Ehe gewesen war. Er hatte dem Mädchen nie erzählt, daß er verheiratet war, wozu auch. Nun war sie hinübergegangen in das große, unbekannte Land, und es war keiner dagewesen in ihrer letzten Stunde, der sie zurückgehalten hätte von diesem schweren Schritt, keiner, an den sie sich hätte halten können, der ihr liebevoll zugesprochen, sie ermutigt und getröstet hätte. Ganz allein war sie gegangen, mutlos, verzweifelt, mit einem Herzen voll Trauer und Erbitterung — ganz allein!

Und wie Doktor Bergengrün soweit war mit seinen Gedanken, kroch die Scham in ihm hoch, und er errötete vor sich selbst.

Er hatte ausgekundschaftet, wann das Begräbnis sein würde und hatte sich auf die Bahn gesetzt und war nach Kiephof gefahren, es war ja nur eine knappe Stunde. Er kannte die Strecke ja gut, und es konnte nicht verwundern, wenn er jetzt, nach zwei, drei Monaten wieder dort auftauchte. Die von der Stadt gebaute Talsperre war schon seit Juni fertiggestellt, aber er schützte eine Revision vor und schlenderte dann zu gegebener Zeit gleichsam zufällig nach dem Kirchhof hinüber. Ein kleines Häuflein Menschen in schwarzer Kleidung stand dort frierend und unruhig unter dem kalten Oktoberhimmel, von dem schmutziggraue Wolkenfetzen tief auf die regendurchweichte Erde herniederhingen. Bergengrün trat behutsam und zögernd näher, er nahm den Hut ab und betete mit den anderen ein kurzes Vaterunser, während die ersten Schollen dumpf auf den schmucklosen Sarg niederfielen. Irgendetwas drückte ihm die Kehle zu, seine Lippen waren heiß und trocken, zitternd zog er unter dem Mantel einen Strauß welkender, weißer Rosen hervor, den er in der Stadt gekauft hatte und warf ihn in die Grube. „Niemand wird es gesehen haben," dachte er, und dann ging er auf die kleine, runde Frau Laband zu, der die dicken Tränen unaufhaltsam über das gutmütige, breite, jetzt im Schmerz schief gezogene Gesicht rollten. Er drückte ihr, einige Worte des Beileids murmelnd, die Hand. Sie schluchzte laut auf, aber sie war gar nicht erstaunt, obgleich er ihr fremd war. Der Müller aber, dessen Augen unter buschigen Brauen hervorglühten, preßte ihm heftig die Hand. Er kannte den Ingenieur vom Frühling her, wo sie amtlich manches miteinander zu verhandeln gehabt hatten. Sein Mund zuckte hin und her, als ob er etwas sagen wollte, schließlich packte er den anderen am Arm:

„Kommen Sie mit Doktor, kommen Sie mit," sagte er, während alle sich langsam auf den Heimweg machten. Bergengrün wollte sich entschuldigen, wollte sich unter irgendeinem Vorwande losmachen, da traf ihn ein mißtrauischer Blick des Müllers von der Seite her, und er ging. Vor dem Hause nötigte der Müller ihn hinein. „Es gibt keinen Leichenschmaus bei uns", knurrte er rauh, während ihm die Rührung in der Kehle saß und er heftig schluckte. „Die Anna ist ja eine Selbstmörderin, und nicht einmal der Pfarrer hat an ihrem Grabe gesprochen. Aber ein Glas wollen wir ihrem Gedenken weihen, Doktor, 'n stilles Glas, sie war so ein liebes Mädel und ist uns immer eine gehorsame Tochter gewesen. Nicht, Alte?" Die nickte nur heftig mit dem Kopfe, immer wieder, sprechen konnte sie nicht. Und dann saßen die beiden Männer an dem schweren Eichentisch im Wohnzimmer, während die Frau ganz zusammengekrümmt an der Fensternische hockte. Wenn Bergengrüns Blick hinauswanderte nach dem Garten, dann fiel er auf die Laube, die das letzte Zusammensein mit der Toten gesehen, Annas letzte, selige Seufzer gehört hatte. Aber die Haselnußbüsche waren längst des Blattschmucks beraubt und ein häßlicher Wind pfiff durch die kahlen Zweige. Da erschauerte Bergengrün, und seine Hand umklammerte wie Halt suchend den schweren Römer, in dem der purpurne Weltliner stand wie ein See von Blut.

Der Müller goß immer wieder nach, seine Hände zitterten, sein Antlitz färbte sich dunkel, langsam wurde er redselig, kam ins Erzählen.

„Nun ist sie tot, Doktor, ja, ja, nun ist sie tot, die Anna. Wie sagte doch der Pastor neulich, als der Christian Runge starb: dahingerafft in der Blüte seiner Jahre. Ja, ja, das ist sie nun — hingerafft, hingerafft in der Blüte ihrer Jahre. Und weswegen das alles? Weil so ein Lump, so ein Hund . . . Aber das sage ich Ihnen, wenn ich ihn kennen täte, wenn ich ihn erwischen täte, diesen Lump, diesen Kerl, erwürgen tät ich ihn mit meinen Händen, ja, das täte ich. Erwürgen!"

Er schlug mit beiden geballten Fäusten auf den Tisch, daß die Gläser klirrten und seine Frau in der Ecke aus ihrer übertränten Versunkenheit erschreckt auffuhr. Dann erhob er sich schwerfällig. „Sie sollen sehen, Doktor, wie und wo es geschehen ist," sagte er. Bergengrün machte erneut einen Anlauf, sich zu verabschieden — ein drohender Blick des anderen schüchterte ihn wieder ein. Müde folgte er dem Vorangehenden. Schließlich war doch alles gleich.

Oberhalb der Mühle führte ein schmaler, kaum fußbreiter Laufsteg zwei, drei Meter in die Stauung hinein. Der Müller ließ den anderen vorgehen, drängt ihn immer weiter, bis dicht an das Ende des Steges. Bergengrün sah zitternd in das trübe, kalte Wasser, das mit wahnsinniger Hast dem Wehr entgegenschoß. Sein Gesicht war plötzlich aschgrau geworden. Hinter sich hörte er die Stimme des Müllers, der brüllte, um sich im Toben des Wassers verständlich zu machen.

„Hier!" schreit der Müller, „hier hat sie sich hineinfallen lassen. Die Strömung hat sie dann sogleich ergriffen und mit großer Wucht gegen das Wehr geworfen. Sie muß sofort tot gewesen sein — ihr Kopf wies eine große, klaffende Wunde auf. Ich fand sie ziemlich bald darauf, sie war fast gar nicht entstellt, und sie lachte so ein bißchen, oh, sie lachte, die Anna, als ob sie dem Schuft alles verziehen hätte. Aber ich" — drohend reckte er die Fäuste zum Himmel, während er näher an den anderen herantrat und: „Heiliger Gott," dachte Bergengrün, „nun kommt die Strafe" — „ich verzeihe ihm nicht. Nein, nie, nie. Sterben soll er, sterben!"

Aber dann warf er die Hände vors Gesicht und schluchzte leise auf.

„Es ist ja Unsinn. Ich kenne ihn ja nicht, den Kerl. Und ich will ihn auch nicht kennen. Sie ist nun tot, die Anna, tot und begraben. Kommen Sie, Doktor, lassen wir sie schlafen, die Tote."

Warum bliebst du stumm?

Wilhelm Schmidtborn hat in seinem „Garten der Erden", Deutsche Buch-Gemeinschaft, Berlin SW 68, die schönsten und menschlichsten Märchen aus allen Zonen zusammengestellt und nacherzählt. Folgende ergreifende Legende stammt aus dem Englischen.

Da war ein junger Ritter, bleich unter allen Sonnverbrannten, ernst unter allen Lachenden, stumm unter Singenden. Einsam ritt er auf seinem schwarzen Roß dahin und sah nicht die Menschen rechts und links auf der Straße an. Woran er dachte, wenn er seinem Pferd auf den Hals sah? Wer wußte es? Was in seinen Augen leuchtete? Wer wußte es? Sonntags führte er an der Hand seine Mutter zur Kirche. Aber daß da noch andre Frauen und Mädchen waren, das sah er nicht. Und daß die Frauen und Mädchen alle ihn ansahen, das gewahrte er nicht.

Alle Frauen und Mädchen sprachen von ihm. Nur eine nicht, Katharina mit Namen. Aber warum wurde diese mit jedem Tag bleicher und schwächer? Sie ging nicht mehr vors Haus. Sie legte sich zu Bett, und man sperrte durch Vorhänge die Sonne von ihrem Zimmer ab. Kein Arzt konnte da helfen. Die Mutter weinte und betete zu Gott umsonst. Der Vater ging abseits in eine entlegene Kammer, und ein Diener, der da vorbeikam, hörte ihn laut schluchzen.

Sie streuten Blumen auf das Bett der Kranken, und während sie mit schwachen Händen die Blumen streichelte, mit geschlossenen Augen, begann ihr Leben mehr und mehr zu entweichen.

Einmal zog sie der Mutter Ohr an ihren Mund und verriet endlich, was ihr Geheimnis war. Sie sprach nur ein Wort, nur einen Namen: „Heinrich". Und drückte das Gesicht der Mutter an das ihre.

Schlief sie? Lag sie tot? Die Mutter warf ihr Tuch um, traf auf der Straße den Ritter. „Kommt schnell," sagte sie, „meine Tochter stirbt, weil sie Euch liebt und nicht lieben darf."

Da wachte des Ritters Gesicht wie aus dem Schlaf auf. Er erinnerte sich, wie er als Kind Katharina gesehen und mit ihr gespielt hatte. Wie

durch ein Wunder schwoll und zerriß sein Herz plötzlich von unnennbarer Liebe.

Schneller als die Mutter war er im Haus, trat an das Bett. Aber da lag Katharina und hatte ihren letzten Atemzug getan. Laut klagte die Mutter und klagte den Ritter an.

Heinrich, das gar so bleiche Gesicht entzündet, als stünde es in Flammen, beugte sich über die Tote und küßte sie auf den Mund.

Und die Tote, noch voll Anmut daliegend, hob noch einmal den Kopf, öffnete die Augen, legte die Arme um den Jüngling und sank wieder hin, von keinem Ruf aufzuhalten.

Der Buddhismus in Berlin.

Von **Gerhart Rothe.**

Das seltsame Verschwinden eines Berliner Arztes hat die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit auf die Tatsache gelenkt, daß in Berlin, in dem nördlichen Vorort Frohnau, eine buddhistische Sekte ihren Sitz hat.

Der Gründer dieser Sekte ist der auf so geheimnisvolle Weise verschwundene Arzt Dr. Dahlke. Vor einigen Tagen verbreitete sich das Gerücht von seinem Tode, und man nahm zunächst Selbstmord an. Die buddhistische Gemeinde dementierte jedoch die Nachricht vom Selbstmord, aber die Umstände des angeblichen Todes Dr. Dahlkes waren bei näherer Betrachtung so seltsam, daß die Kriminalpolizei sich des Falles annahm. Während nämlich die einen behaupteten, daß Sanitätsrat Dr. Dahlke an Herzschwäche gestorben sei, erklärten andere seiner Anhänger, daß er infolge allzu vielen Fastens zugrunde gegangen sei, während wieder andere die Ansicht äußerten, daß er überhaupt nicht tot sei, sondern sich in ein tibetanisches Kloster zurückgezogen habe.

Bisher ist es der Kriminalpolizei noch nicht gelungen, das Geheimnis um das Verschwinden Dr. Dahlkes zu klären, da die Leiche von der buddhistischen Gemeinde nicht herausgegeben wird.

Dr. Dahlke hat lange Jahre in Indien und Ostasien gelebt und dort die buddhistische Lehre kennengelernt. Er hat sich schließlich so tief in diese mystische Religion eingesponnen, daß er seine Lebensarbeit darauf verwendete, in Deutschland eine buddhistische Gemeinde zu gründen. Er schuf in Frohnau, dem schönsten Villenvorort des Berliner Nordens, auf einem umfangreichen Gelände das Haus des Buddhismus. Drei Tore führen zum deutschen Heim des Buddha: das Tor des Achtpfahles, das Tor der Zuflucht und das Tor des Rades.

Tag und Nacht stehen diese Tore offen. Jedem, der da kommt, freien Einlaß gewährend.

Drei steil ansteigende Treppen in acht Absätzen führen zum Tempel des Buddha. Diese acht Stufen sind das Symbol der Entwicklung des Menschen in der buddhistischen Lehre. Wie er diese acht Stufen zum Tempel emporschreitet, so muß er bemüht sein, die acht buddhistischen Entwicklungsstufen zu durchlaufen, um endlich in die Seligkeit des Nirwana einzugehen. Die erste Stufe ist die der richtigen Erkenntnis, der die rechte Entschließung folgt. Auf die dritte Stufe der rechten Rede folgt das rechte Tun, das rechte Leben, die rechte Anstrengung und schließlich nach der rechten Verinnerlichung als letzte Stufe die rechte Vertiefung.

Der Tempel des Buddha selbst, dessen Dächer den geschwungenen Stil chinesischer Bauten zeigen, liegt auf der Höhe des Hügels am Ende des achtfachen Pfahles. In einer Nische steht ein Bild des riesigen Buddha von Kalawowe auf Ceylon. In allen Ecken und Nischen Buddhastatuen und Lotosblumen. Gewaltige Räuchergefäße in Stein und Bronze, seltsam geformte Ampeln, alles im indischen Architekturstil, nur manchmal mit leichtem chinesischen Einschlag. Hinter dem Tempel liegt ein großer freier, mit Steinterrassen umgebener Platz, auf dem die Buddhisten in den Vollmondnächten ihre Andachten abhalten. In dem dürftigen Kiefernwalde, der nur kümmerlich auf dem märkischen Sandboden gedeiht, liegen verstreut, von hohen Mauern umgeben, einige Einsiedlerzellen, in die die besonders frommen Anhänger der buddhistischen Lehre sich zu religiösen Betrachtungen und zum Fasten zurückziehen. Die einfache Steinhütte besteht aus einem einzigen, nur schlecht erhellten Raum mit einer Holzklitsche und einem kleinen eisernen Ofen. Hier ist der Ort der buddhistischen Vertiefung und Verinnerlichung.

Diese seltsame buddhistische Sekte ist übrigens nicht die einzige in Deutschland. Es gibt noch eine zweite in München, und selbstverständlich befehden sich diese beiden Sekten auf das heftigste, da jede die alleinige Verkünderin der reinen und wahren Lehre Buddhas sein will.

Aus aller Welt.

Franz Schuberts Gasteiner Sinfonie wird gesucht. — Tausend Dollar für den Finder. Vor vielen Jahren schon haben die Schubert-Forscher festgestellt, daß Franz Schubert im Jahre 1825 eine Sinfonie komponiert habe, von der des öfteren unter dem Namen „Gasteiner Sinfonie" die Rede ist. Wo ist diese Sinfonie geblieben? Man hat von ihr nicht eine einzige Note wieder auffinden können. Schon seit Schuberts frühem Ende ist die Sinfonie verschollen. Das amerikanische Komitee der Franz-Schubert-Hundertjahrfeier schreibt nun für die Auffindung der „Gasteiner Sinfonie" einen Preis von tausend Dollar aus. Hoffentlich gelingt es nun, die Sinfonie aufzufinden.

Dichter — übt Gnade! Ein Neuyorker Blatt teilte kürzlich mit, daß die Feuilletonredakteure von zwölf Neuyorker großen Zeitungen in den Monaten März bis Mai einen täglichen Einlauf von zusammen mindestens 400 Gedichten haben, die alle nur vom Frühling handeln. Im Herbst verdoppeln die Dichter noch ihre Tätigkeit, und die Einsendungen steigern sich noch mehr. So haben einige Neuyorker Zeitungen im Laufe eines Jahres nicht weniger als 150 000 Gedichte eingesandt bekommen. Aber von allen diesen lyrischen Ergüssen gelangten nur 3000 zum Abdruck, und die übrigen 147 000 wanderten in den Papierkorb. Doch vermag selbst dieses Massaker die Einsender nicht zu entmutigen, und in jedem Jahr versuchen sie von neuem ihr Heil.

Das versteigerte Städtchen. Zwei Jahrhunderte lang gehörte das Städten Amershan zu dem ausgedehnten Besitz des Geschlechts der Drake. Der jetzige Besitzer aber hatte beschlossen, es zu versteigern. An alle Haustüren wurden rote Zettel geklebt, auf denen zu lesen stand, daß dieses Haus meistbietend versteigert werden könnte. Eine ganze Stadt stand also zur Versteigerung! Verschiedene große Gesellschaften in der Umgebung machten dem Landherrn Angebote, aber der Besitzer fürchtete, daß Amershan dann eine Industriestadt werden würde. Darum wollte er die Häuser lieber an seine Mieter verkaufen. Er machte so niedrige Preise, daß es fast allen Bewohnern möglich war, das Häuschen, in dem sie so lange zur Miete wohnten, als Eigentum zu erwerben. Die Versteigerung, die kürzlich stattfand, brachte ungefähr 12 000 Pfund Sterling. Ein kleiner Betrag für eine ganze Stadt. Drake aber ist damit zufrieden denn nun bleiben die Häuser gewissermaßen „in der Familie". Amershan ist Amershan geblieben und die Industrieherren haben hier nicht zu suchen. Amershan ist die Stadt der Hauseigentümer. Wo gibt es noch eine Stadt auf der Welt, in der jeder in seinem eigenen Hause wohnt? Kein Mieter, alles Hausbesitzer! Fürwahr, eine ideale Stadt!

Historie der kurzen Röcke. Wie hat man sich über den kurzen Rock entrüstet! Welch ein Geschrei erhoben die berufenen Hüter der Moral! Untergang des Abendlandes! Gott, wenn man ganz ehrlich sein soll, muß man zugeben, daß die kurzen Röcke ganz gut aussehen. Aber darüber spricht man nicht. Tante Euphelia ist ganz gegen die kurzen Röcke, da muß man halt mitmachen, obwohl man hin und wieder zur Seite schielt. Tante Euphelia soll sich aber beruhigen. Kurze Röcke hat es schon im vierzehnten Jahrhundert gegeben, und sie soll Gott danken, daß sie damals nicht gelebt hat. Denn dann hätte sie sich noch viel mehr ärgern müssen als heute. Damals war es mit den kurzen Röcken noch viel schlimmer. Zeigen Sie der Tante Euphelia diesen Artikel. Lassen Sie sie die Feststellung machen, daß es mit den kurzen Röcken heute lange nicht so schlimm ist wie damals. Im Gegenteil, sie sind länger geworden. Sittsamer. Es war zu Beginn des vierzehnten Jahrhunderts. Da trugen die Männer Röcke, viel kürzer als die Mädchen des zwanzigsten Jahrhunderts. In einer Mainzer Chronik kann man das lesen. Und auch die Ensisheimer Chronik klagt im Hinblick auf die kurzen Röcke der Männer: „Also ging man vor Kaiser, König, Fürsten und ehrbaren Frauen, und es ging so schandbar her, daß es Gott leid tat." Der Verfasser der großen Chronik von Denis bezeichnete den Verlust der Schlacht von Crech sogar als Folge des göttlichen Zornes über die kurzen Röcke der französischen Männer und prophezeite den Untergang des Reiches, wenn die Söhne nicht noch in letzter Stunde zu den Sitten der Väter zurückkehren sollten.

Eigenartige Versicherungen. Die Lloyds-Versicherungsgesellschaft, eine der größten der Welt, schließt manchmal sonderbare Versicherungen ab. So ist ein Romanschriftsteller versichert gegen den „Verlust seiner Einbildungskraft", ein Mann mit starkem Kopfhaar gegen Kahlköpfigkeit, eine Künstlerin gegen den „Verlust ihrer Beine" und eine nervöse Dame gegen „öffentlichen Tumult".

Fröhliche Ecke.

Reduziertes Honorar. Alte englische Sitte: Der Pastor küßt die Braut.

Nelly erklärt: „Ich will nicht vom Pastor geküßt sein."

Der Pastor teilt ihr darauf mit: „In diesem Falle ermäßigt sich die Traugebühr um fünf Schillinge."

K. M.

Straßenbahn. Madame hat sich verspätet.

Eine halbe Stunde.

„Wo warst du so lange?" forscht Monsieur.

„Meine Straßenbahn war entgleist."

„Ausrede. Warum bist du dann nicht in den nächsten Wagen umgestiegen, der hinterher kam?"

J. H. R.

Der Irrtum. „Tante, hattest du nicht gesagt, wenn ich das Markstück wieder fände, das dir hinuntergefallen ist, dürfte ich's behalten?"

„Jawohl, mein Junge!"

„Dann kriege ich noch neunzig Pfennig von dir, es war nur 'n Groschen!"

(„Meggendorfer-Blätter.")

Fürsorglich. Minna schüttet die Soße über den neuen Smoking des gnädigen Herrn. Dieser brüllt:

„Sie Kamel! Die ganze Soße haben Sie mir auf meinen neuen Anzug geschüttet!"

„Die ganze nicht", meint Minna beleidigt, „in der Küche ist noch ausreichend."

fli.